



## I. Brief.

**N**un bin ich zufrieden, lieber Bruder, seitdem dein letzter Brief an mich eingeloffen ist. Du kannst nicht glauben, wie viel ich Antheil an deinem Gemüthszustand genommen habe. Unsere Gedenkungsart stimmt allzugut zusammen, als daß ich nicht auf ein Haar errathen hätte, was bisher in Deinem Herzen vorgegangen ist; wenn Du Dir schon Gewalt anthust, es zu verbergen, und mich etwas anders sehen zu lassen, als man, wenn man genau Achtung giebt, aus einer jeden Sylbe Deines Schreibens lesen kann. Ich glaube es gern, daß du bisher  
in



in einem großen Gedräng warest. Deine Aufrichtigkeit und Gottesfurcht; Deine redliche Ergebenheit an unsere H. Mutter, die Kirche; Dein ernstliches Bestreben, Deiner ganzen Pflicht Gemüge zu thun, und Dein Amt so zu führen, daß Du keine Vorwürfe von Deinem Gewissen mögtest zu besorgen haben; und auf der andern Seite Deine geheime Zweifel über gewisse Lehrsätze unserer Religion, aus denen Du Dich nicht heraus finden konntest, und worüber Du überall befriedigenden Unterricht vergeblich suchtest; endlich gar andere Anfechtungen, die ich nun nicht nennen will — Du weißt schon, was ich meine — mußten Dich freylich so herumtreiben, daß mich Dein Zustand innig jammerte, und ich Dir nun die Erholung und die Gemüthruhe, die Du jetzt geniehest, von ganzem Herzen gönne. Deine Verfassung war um so

bedenk



bedenklicher, da Du in Deiner ganzen Nachbarschaft niemand hast, dem Du Dich anvertrauen kannst. Der Besuch Deiner AmtsBrüder mußte aus Uebel ärger machen. Ihre übertriebene Lustigkeit konnte Dich nicht aufmuntern. Gläser und Kartenspiele thun nur eine Weile gut; den innern Unmut, wenn er besonders so tief sitzt, nehmen sie nicht weg; und die Schäkereyen mit Weibsbildern von der niedrigen Sorte, denen sich manche unsers Standes so gern und ungescheut überlassen, sind das Mittel gar nicht, bedächtlichen Gemüthern dasjenige zu gewähren, was man in den Stunden der Versuchung wünscht, um sich eine gründliche und dauerhafte Erleichterung zu verschaffen. Das glaube ich gern, daß Du bey den Religiosen, die Du mir nennst, Deine Rechnung nicht gefunden hast. Wie konnte Dir doch einfallen, Dich bey ihnen



ihnen Rathß zu erhohlen? Das sind Leute, bey denen man nichts weniger als Einsichten und Ehrlichkeit suchen darf. Ihr eingewurzelter Haß gegen uns, ihre Eifersucht, über dieß, die bedenkliche Situation, in der sie gegenwärtig sind, läßt keinen vernünftigen Gedanken bey ihnen aufkommen. Sie werden Dich nachher weidlich ausgelacht haben, daß Du ihnen Dein Herz entdeckt hast. Ich wünsche nur, daß Dich Deine Aufrichtigkeit nicht mdge zu weit geführt haben. Lieber hättest Du noch Dein Anliegen in den Schooß eines Lutherischen Prädikanten ausgeschüttet; der Spott und die Schadenfreude wäre Dir noch eher bey diesem, als bey jenem erspart gewesen. Doch das mag nun gut seyn. Ich freue mich mit Dir, lieber Bruder, daß es nun so ist. Habe guten Muth; ich hoffe, Dir noch einen Schritt weiter zu helfen. Ich will



will Dir den Weg zeigen, den ich gegangen bin, und bey dem ich mich nun ganz wohl befinde. Kommt Zeit, kommt Rath. Es wird noch besser gehen, als wir denken. Die Aspekten an dem politischen und Kirchengimmel sind wunderbar. Aber sie versprechen uns nichts unangenehmes. Du hast doch die Neue Briefe für und wider das Mönchswesen auch gelesen? Die zween Beamte, oder wer sie sind, die sich über die Mönche und Klöster wacker mit einander herumgebissen haben, und wovon ich dem einen, der den andern so nachdrücklich angegriffen hat, von Herzen gut bin, haben doch uns Welt-priester ziemlich unangetastet gelassen. Du wirst es doch für keine Parteylichkeit halten, wenn ich Dir gestehe, daß mir besonders der Gedanke des Einen, der so gar liebe Vorschläge zur Verbesserung und Verminderung der Mönchs-

B

orden



orden gethan hat, gemein auffallend  
 gewesen ist. Man könnte, sagt er, von  
 den Einkünften der einzuziehenden Klö-  
 ster die Besoldungen der Weltgeistlichen  
 erhöhen. „Vielleicht, fährt er fort,  
 „ist gar die Zeit nicht mehr ferne, daß  
 „um eines andern, die Weltgeistliche  
 „betreffenden Umstands willen, den ich  
 „jezt noch nicht nennen will, die un-  
 „umgängliche Nothwendigkeit erfordert,  
 „ihre Einkünfte zu vermehren, damit  
 „sie m — — — leben können.  
 Sie verstehen mich doch schon?“ Ja,  
 lieber Mann, ich verstehe Dich wohl.  
 Tritt aus Deinen 4. Strichen hervor,  
 Du darfst Dich nicht scheuen. Mit  
 Weib und Kindern, wolltest Du  
 sagen, nicht wahr? Das wäre der  
 Mühe werth, wenn diese Zeit nicht mehr  
 fern wäre. Mit den Mönchen fortge-  
 wandert, die Klöster eingerissen, den  
 Boden mit Salz bestreut, demjenigen  
 den



den Fluch gegeben, der nach 10000 Jahren sich den Gedanken kommen ließe, wider ein solches Haus zu bauen, in welchem dem Aberglauben geföhnt, der Schweiß armer Bürger im Müßiggang und Wohlleben verzehrt würde — und dann die Einkünfte dieser entbehrlichen Gebäude den Fürsten in die Hände gegeben, die von selbst willig und bereit seyn werden, die Diener der Religion, die Pfarrer, besser zu versorgen, und ihnen so viel zu geben, daß sie ihre Tage, zum Besten der Kirche, mit den Ihrigen, ohne Nahrungsorgen, vergnügt zubringen können. Es ist gewiß kein süßer Traum, Bruder, was ich Dir jetzt eröffnen will. Meinst du nicht, daß seye mit in dem Plan, warum man den Mönchen zu Leibe geht, um die Weltgeistlichen desto bequemer zu berathen? Ich stelle mir die Sache so vor: Auf die Mönche kann es unmdglich

B 2

lich



lich allein angesehen seyn. Ich bin nicht für sie eingenommen, das weiß Du wohl: wer sie kennt, den kommt es bey allem seinem Borrath von Menschenliebe doch sauer an, sie nur dulden zu können. Aber es giebt noch mehr entbehrliche Leute auf der Welt, die man doch leben läßt; warum sollen diese allein herhalten? Daß man den Fürsten Schuld giebt, es seye ihnen um die Güter und Reichthümer der Religiosen zu thun, die sie entweder wirklich besitzen, oder um die sie wenigstens den Staat bringen; das kommt mir auch hart, und nicht ganz wahrscheinlich vor. Hart ist's: denn es heißt nichts anders, als die Regenten der Raubsucht beschuldigen, und der Begierde sich zu bereichern. Es sind doch Güter der Kirche, die wenigstens nicht zu profanem Gebrauch sollen verwendet werden. Aber ich halte es auch für





für unwahrscheinlich. Es müßte schon weit mehr hierinn geschehen seyn, als wirklich geschehen ist; und es scheint gar, ein gewisser Monarch seye auf einmal wieder anders Sinnes worden, da er in der Sache keine solche Riesenschritte macht, als man wohl vor einigen Monathen vermuthet hat. Sondern ich denke, die Mönche seyen nur eine Art von Vorwand, um eine andere Absicht auszuführen, die den Fürsten noch näher am Herzen liegt, — ich will Dir's lieber gerade heraus sagen — den Priestern die Ehe zu gestatten, um die Geistlichkeit näher mit der Obrigkeit zu verbinden; und weil das nicht angeht, ohne die Einkünfte der Weltpriester zu befördern, so werden so viele Klöster eingezogen werden, als nöthig ist, die Besoldungen jener auf einen bessern Fuß zu setzen. Deine Zärtlichkeit bey Zweifeln und Einwürfen wider die Lehrer unse-



rer Kirche, von denen du glaubst, daß sie auf ewig unwiderruflich und unänderlich festgesetzt seyen; deine Furchtsamkeit und Sorge, daß man so den Unkatholischen nachgeben würde, und Dein rühmlicher Eifer für die Erhaltung unserer Glaubenslehre auch in den kleinsten Punkten, bekommt freylich hier wieder einen neuen Kampf. Aber ich kann Dir nicht helfen, Du mußt mich wenigstens anhören: das ist noch keine Versündigung. Schenkst Du mir Deinen Beyfall nicht, so behalte ich meine Ueberzeugung für mich. Ich wette aber, Du wirst mir gewonnen geben, und mir noch dafür danken, daß ich Dir wenigstens Anlaß gegeben habe, in einer Sache anders Sinnes zu werden, an der doch fürwahr nicht wenig gelegen ist. Ich will nicht weit aushohlen. Aber es ist doch nöthig, dich durch Erzählung meiner eigenen kleinen Geschichte

auf



auf das ein wenig vorzubereiten, was ich Dir sagen werde. Mein Vater war ein Beamter, der mich nicht deswegen zum Priester bestimmte, um mich dereinst in dem Besiz einer fetten Pfründe zu sehen; sondern weil er Gaben und besonders Liebe zur Eingezogenheit an mir wahrzunehmen glaubte. Meine Mutter, die auch ein Wort dazu sagen wollte, hatte den Gedanken, mich dem Klosterleben zu widmen. Ein Franziskanermönch, der sehr oft in unser Haus kam, und gemeiniglich, wenn eben der Tisch gedeckt war, suchte sie in ihrem Vorsatz zu bestärken. Allein, so gewiß er seinen Endzweck bey dieser zu erreichen vermeinte, so wenig errieth er meine und meines Vaters Neigung. Ich hielt den Mönchen für einen Schmarrozer und Heuchler; denn seine Diskurse, die er über Tisch führte, und die verlichten Blicke, die er, wenn er



es unbeobachtet thun zu können meinte, einer jungen Waase, die meine Eltern als eine Waise zu sich genommen hatten, zuwarf, schienen mir nicht genug mit den gottseeligen Zusprüchen, mit denen er mich, um einen Religiösen aus mir zu machen, bestürmte, übereinzustimmen. Er versuchte es auf allerhand Weise, pries mir bald die großen Vorzüge des Klosterlebens vor dem Leben in der Welt an; bald wollte er mir weiß machen, daß ich die natürliche Stille meines Charakters als einen untrüglichen Beweis eines göttlichen Berufs, die Kutte anzulegen, ansehen mußte; bald brachte er mir Bücher von lauter Heiligen aus den Mönchsorden, die ich durchlesen sollte, so würde es nicht fehlen, ich mußte zu einem für meine Mutter angenehmen Entschluß gebracht werden. Bald nahm er Gelegenheit, Weltgeistliche anzustechen, ärger



ärgerliche Anekdoten von ihnen zu erzählen, vorzüglich aber darüber zu spotten, daß ihre Einkünfte oft zu ihrer Bedürfnis nicht zureichen wollten, da die Mönche darüber keine Sorge haben dürften. Mit Einem Wort, er suchte alles zusammen, mich auf seine Seite zu bringen. Ich stellte mich oft, als ob ich nun entschlossen wäre, seinem Rath zu folgen; aber ich wünschte seiner nur los zu werden. Meine Absicht schlug mir fehl. Es sollte zum Ernst kommen, und ich mein Wort von mir geben. Plötzlich erklärte ich meinem Vater, von dem ich wohl wußte, daß er mich schlechterdings nicht zwingen würde, daß ich entweder ein Weltpriester werden, oder von dem geistlichen Stand gar nichts wissen wollte. Nun erhielt der Franziskaner den Auftrag, so übel meine Mutter darauf zu sprechen war, mich ungeplagt zu lassen.



sen. Ein Kaplan in der Nachbarschaft, zu P. zu dem ich ein großes Vertrauen hatte, weil er von meiner Kindheit an mein Lehrmeister in der Religion, in den Sprachen, in der Geographie und Geschichte gewesen war, lobte mich, da ich ihm von diesem Vorfall, und meinem nunmehrigen ernstlichen Vorhaben Nachricht gab, redete mir zu, mich nun durch nichts mehr irre machen zu lassen, sondern feste zu stehen, und mich durch fleißiges Studiren in den Stand zu setzen, daß ich meinen Eltern Freude und der Kirche Ehre machen könnte. Es gilt uns, sagte er, uns Weltpriestern, unsern Mann zu stellen. Die Zeit ist gewiß nahe, daß es mit den Mönchen ein anders werden wird. Ihr Verfall wird alle Tage größer und sichtbarer. Die Regenten werden nicht in die Länge zusehen und die Hände in den Schooß legen. Du wirst



wirsts erfahren, lieber Anton, setzte er hinzu, wenn ich nicht mehr lebe. Aber laß Dir meine Weissagung einen Sporn seyn, Deinem innerlichen Beruf zum Priesterthum eine vollkommene Genüge zu thun. Da ich einige Zeit hernach von ihm Abschied nahm, um auf die Universität zu gehen, verehrte er mir 2. Bücher, die ich zu seinem Andenken behalten, und zu seiner Zeit benutzen sollte. Das eine war des berühmten Fra Paolo Geschichte der Tridentinischen Kirchenversammlung, und das andere: Vertots Ursprung der Größe des Römischen Hofes. Er hat mich aber, diese Bücher niemand zu zeigen, noch viel weniger zu sagen, wo ich sie her hätte. Ich verwahrte beyde sorgfältig, und freute mich im Geist eben um dieser Warnung willen auf die Entdeckung, die ich dereinst, wenn ich zu reifern Jahren



ren käme, darinn machen würde. Sie blieben lange ungelesen, da mich meine Lehrer, denen ich blindlings folgte, auf ganz andere Schriften wiesen, die größtentheils nicht nach meinem Geschmack waren, an die sie mich aber vermuthlich deswegen hinbanden, weil sie um meines stillen Naturelles willen mir zu trauten, daß ich alles für baare Münze annehmen würde, was mir jene Schriftsteller vorlegten. Endlich nach Verfluß mehrerer Jahre kam mir einmahl ganz wie von ohngefehr der Vertot in die Hand. Ich blätterte, und fand ein Oktavblättchen von meines lieben Kaplans Hand geschrieben mitten im Buch liegen. Zum Unglück waren oben ein paar Linien vom Papier abgerissen, — ob es mit Fleiß geschehen, oder nicht, kann ich nicht behaupten, — daß ich nur noch folgendes lesen konnte: „sind aus Ehen von  
„Prie





„Priestern geboren, z. E. Felix,  
„Agapitus, Theodorus, Silve-  
„rius, Deotatus, Johann der  
„XI. XIV. und Hadrian II. Auf  
„der Kirchenversammlung zu Ni-  
„cäa brachte man den Cölibat der  
„Geistlichen in Vorschlag, aber  
„es wurde kein Schluß darüber  
„abgefaßt. Zu Ende des IV.  
„Jahrhunderts befaß ihn Pabst  
„Siricius und im V. Jahrhun-  
„dert Pabst Innocenz I. Im XI.  
„endlich, da seitdem unzählige  
„Priester waren verheurathet ge-  
„wesen, drang P. Gregor VII.  
„durch, daß die Priesterehe auf-  
„immer und ewig abgeschafft, und  
„der Cölibat festgesetzt seyn und  
„bleiben sollte. Von dem übrigen,  
was auf dem Blättchen stund, war  
mir alles unlesbar, bis auf die einzeln  
ne Worte: — eine Zeit kommen —  
nicht



nicht mehr in Hu — — und — ruck  
— Eines Weibes Mann — daß  
wir's erleben! Was meinst Du, lieber  
Bruder, daß ich über diese Entdeckung  
gedacht habe? Ich weiß nicht, ob ich  
erschrad, oder mich bloß verwunderte.  
Mein guter Kaplan war nicht mehr am  
Leben, daß ich ihn über sein bedenkli-  
ches Manuskript selbst hätte sprechen  
können. Ich weiß nicht einmahl, ob  
ich das Herz gehabt hätte, es ihm zu  
sagen, und ihm eine Schamröthe über  
seine Unvorsichtigkeit abzujaßen. Ge-  
nug, die Sache an und vor sich, und  
die Art und Weise, wie ich dazu ge-  
kommen war, und die Quelle, woher  
sie kam, eines, wie das andere, mach-  
te mich aufmerksam. Der Gedanke  
stieg in mir auf, ob mein Freund mir  
das Blatt nicht mit Vorsatz ins Buch  
gelegt, und mich dardurch aufmerksam  
auf etwas habe machen wollen, über  
das



Das er ohne Zweifel selbst nachgedacht und nachgelesen hatte. Ich suchte, das Fehlende zu ersetzen. Das hatte keine Schwierigkeit. Folgende Päbste sind aus Ehen von Priestern geboren, muß es heißen. Und das andere möchte so supplirt werden müssen: Es wird eine Zeit kommen, da die Geistliche nicht mehr in — und — wie bisher, werden leben dürfen, u. s. w. Nun wußte ich schon, was ich in müßigen Stunden zu thun hatte. Der häufige Zuspruch meiner Nachbarn, bey dem großentheils nichts, als Trinken und Spielen und saftige Diskurse mit meiner Hauserin herauskamen, war mir entleidet. Der Umgang mit Mönchen war, wie Du weißt, nie meine Sache; der Franziskaner, der mich zur Rutte werben wollte, hatte den ganzen Mönchsstand bey mir in Mißkredit gebracht: Mit Politicis, Officieren und dergleichen Personen



sonen viel zu thun zu haben, hielt ich auch nicht für rathsam: Man lernt nichts bey ihnen, und Vertraulichkeit sagt man im Sprüchwort, bringt Versachtung zuwege. Ich halte das für eine Hauptaufgabe bey Leuten unsers Standes, uns so zu betragen, daß man uns die unserer Würde schuldige Hochachtung und Ehrerbietung nicht versagen, und nichts mit Grund an uns zu tadeln finden kann. Kurz, ich widmete mich nun ganz meinem Amt und meinem Studiren. Die Lücke, die mir der Caplan in unsere Glaubenslehre in Absicht auf die PriesterEhe gemacht zu haben schien, gieng mit mir auf und nieder. Denke hiebey nichts arges, lieber Bruder. Du kennst mich ja. Wenn es heute erlaubt, ja befohlen würde, sich zu verheurathen, so wollte ich doch sehen, wie ich dem Befehl auswiche. Denn die große Ehrfurcht

vor



vor dem Edlibat werde ich nie verlieren; und die mir angebohrne Gleichgültigkeit gegen das weibliche Geschlecht war mit eine Ursache, warum meine Eltern auf den Gedanken kamen, mich geistlich zu machen. Gibts ja unter den Lutherischen Prädikanten auch solche, die Keuschheit halten, da sie nicht dazu gezwungen werden. Warum sollte das unsern Geistlichen unmöglich seyn? Nein, unlautere Absichten must Du mir nicht bey messen. Es ist mir um die Wahrheit zu thun. Dieser opfere ich alles auf. Was ich heraus gebracht habe, werde ich Dir in meinen nächsten Briefen getreulich mittheilen. Lebe wohl.

